

Fontane und die Schweiz

Autor(en): **Siebenborn, Claus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FONTANE UND DIE SCHWEIZ

Blätter aus Fontanes Nachlaß, mitgeteilt von Claus Siebenborn

Theodor Fontane ist zweimal in der Schweiz gewesen, im Herbst 1865 und im Sommer 1875. Der Zweck seiner ersten Reise war eine Kur in Interlaken. Zurückgekehrt, schrieb er einen ausführlichen Bericht «Denkmäler in der Schweiz». 1875 fuhr er den Oberrhein entlang, von Basel bis Konstanz, von Konstanz bis Ragaz und Chur. Von beiden Aufenthalten veröffentlichen wir Arbeiten aus dem Nachlaß Fontanes.

Wie ein Kuriosum in der Literaturgeschichte mutet es an, daß zwei so eigenwillige, schöpferische Naturen wie Theodor Fontane und Gottfried Keller lange Zeit — vom April 1850 bis gegen Ende 1855 — in Berlin nebeneinander herlebten, ohne sich je zu sehen oder zu sprechen. Eine Meinung Kellers über Fontane ist nicht bekannt, dagegen Aeüßerungen Fontanes über Keller. Scharf ist, bei aller Bewunderung, sein Urteil, begründet und teilweise beeinflusst von dem Fontaneschen Freund Wilhelm Lübke, Professor der Kunstgeschichte am Zürcher Polytechnikum (1861—1866), dem Gottfried Keller jegliche Fähigkeit absprach, zu literarischen Fragen Stellung zu nehmen. Kurz vor seinem Tode milderte Fontane seine Ansichten über den großen Kollegen und dessen menschliche Schwächen. Am 17. August 1898 schrieb er an Samuel Schott: «Mit Gottfried Keller hätte ich gern Freundschaft geschlossen . . ., dennoch wäre trotz besten Willens auf meiner Seite wohl nie was daraus geworden. Ich fürchte, daß ich ihm gründlich mißfallen hätte.» So versöhnlich klingt die abschließende Kritik aus, deren einzelne Phasen sich in Fontanes Nachlaß befinden.

Denkmäler in der Schweiz

Denkmäler in der Schweiz — die Frage dürfte laut werden, ob denn solche überhaupt vorhanden seien? Die Schweiz hat ihre Alpen und ihre Seen, ihre Uhrenfabriken und ihre Spitzenklöppeleien, aber Denkmäler — niemand entsinnt sich, davon gehört zu haben. Und doch ist gerade die Schweiz reich an Bildwerken in Stein und Farbe.

Der Löwe von Luzern ist ein dem Gedächtnis der Schweizergarde errichtetes Denkmal, jener in Lied und Geschichte viel ge-

feierten Schweizergarde, die am 10. August 1792 bei der Verteidigung der Tuilerien und des französischen Königtumes fiel. Nachdem in unmittelbarer Nähe der Stadt Luzern, durch Wegsprengung eines unregelmäßigen Felsenprofils, eine hohe, beinahe glatte Felswand gewonnen war, hat der ausführende Künstler in mittlerer Höhe dieser Felswand eine Nische, und innerhalb dieser Nische das Kolossalbildnis eines sterbenden Löwen ausgemeißelt. Von einem abgebrochenen Lanzenenschaft durchbohrt, mit der Klaue die Bourbonische Lilie schützend, liegt er da, noch im Tode ein Sieger, und trägt zu seinen Füßen die Inschrift: «*Helvetiorum fidei ac virtuti*», der schweizerischen Treue und Tapferkeit. Darunter folgen die Namen der an jenem Tage gefallenen Schweizer Offiziere, 26 an der Zahl. Efeu und andere Schlingpflanzen umranken den Felsen, von dessen Höhe ein Quell in ein von Ahorn, Fichten und Tannen umstandenes Becken niederfließt. Der Eindruck ist überwältigend; selbst ein den Künsten abgeneigter Sinn muß sich ergriffen fühlen. Was aber ergreift, das ist (wenigstens in erster Reihe) nicht die Schönheit des Löwenbildnisses, sondern die Schönheit des zu Grunde liegenden Gedankens. Die Ausführung des Werkes (nach einem Modelle Thorwaldsens), glänzend wie sie ist, tritt doch hinter der Idee zurück, die dieses Denkmal ins Leben rief, sie reifte nicht in Kopf und Herz eines Künstlers heran, sondern wuchs unmittelbar aus dem Herzen des Schweizervolkes.

Auf eine solche glückliche Idee dürfen wir auch das zweite Denkmal zurückführen, jenes Schillerdenkmal, das den Namen des Mythensteines führt. Die alten Urkantone, eine Dankbarkeit gegen den Dichter des «*Wilhelm Tell*» im Herzen tragend, sann nach, wie es ihnen vergönnt sein möchte, dieser Dankbarkeit einen Ausdruck zu geben, und sie fanden Mittel und Weg, wie beides nicht einfacher und schöner gefunden werden konnte. An der Ostseite des Vierwaldstättersees, wo dieser nach Süden hin sich ausbuchtend den Namen des Urner Sees annimmt, und fast zu Füßen jener Bergesmatte, die den Namen des Rütli führt, wächst eine Felspyramide aus dem grünblauen Spiegel des Wassers auf, kahl, gradlinig, 80 Fuß hoch. Dieser Felskegel heißt der Mythenstein. Die Urkantone schufen diesen Stein zu einem Dank- und Denkstein um, indem sie ihm einfach an der dem See zugekehrten Seite in mächtigen 50 Pfund schweren vergoldeten Buchstaben die lapidare Inschrift gaben: «*Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller. Die Urkantone 1859.*» Eine schlichtere, sinnigere und zugleich vornehmere Art der Huldigung ist dem mit Standbildern gesegneten Dichter wohl an keiner anderen Stelle zuteil geworden.

Dieser Denkstein im See wie der Luzerner Löwe entsprossen unmittelbar dem Gefühl des Volks; aber sie haben noch eine andere gemeinschaftliche Seite. Gleich frei zu sein von absurder Originalität wie von konventioneller Alltäglichkeit — das ist die Aufgabe, die überall den Künsten zu lösen bleibt. Der Mythenstein und der Löwe von Luzern haben diese Aufgabe gelöst.

Ich gehe nun zu minder Glänzendem über. Es sind dies Bilder, viele Hundert an der Zahl, an Brücken, Türmen, Häusern, die uns fast von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf begleiten. Da ist die eiserne, noch undurchbrochene Mauer der Sempach-Schlacht (unterm Baum zur Linken haucht Schultheiß Gundoldingen, der greise Führer der Luzerner seinen letzten Atem aus); da sind wirr, wüst, blutig die Tage von Grandson und Murten (teils im Bilde, teils in Wirklichkeit wehen die alten Fahnen über dem Gewoge der Schlacht). Von den Kämpfen gegen die österreichischen Herzöge an bis zu den Kämpfen gegen die französischen Republikaner, ein halbes Jahrtausend hindurch, begleiten uns, die Geschichte des Landes predigend, diese Bilder. Denkmäler, unkünstlerisch wertlos, aber mahnungsvoll an die Großtaten der Väter.

Aber noch eine andere Form des Denkmals ist diesen alten Kantonen eigentümlich: der Kapellenbau. Alle katholischen Länder haben ähnliche Formen des Dankes und der Huldigung, dabei, sinnig-demutsvoll, den Dank gegen die Person zugleich zu einer Dankesbezeugung gegen Gott machend, gegen Ihn, der doch im Letzten der Fels jeder Rettung, der Quell aller Gnade ist. Auf dem engbegrenzten Raume weniger Quadratmeilen begegnen wir allein drei Tellskapellen: einer in Bürglen, dem Geburtsorte Tells, einer zweiten am Urner See, zu Füßen des Axenberges, wo Tell ans Ufer springend das Boot des Landvogts in den stürmisch erregten See zurückstieß, einer dritten nördlich von Küßnacht, in jener vielgenannten «hohlen Gasse», die freilich aufgehört hat, eine solche zu sein. Die Kapelle in Bürglen, am Eingang ins Schächental, wo das Geburts- und Wohnhaus des Tell gestanden haben soll, ist die anziehendste, und doch ist sie die am wenigsten besuchte. Sie liegt außerhalb der großen Tour; man muß sie suchen. Wer aber die Mühe nicht scheut, dem erschließt sich ein entzückendes Stück Natur, ein Hügellandschafts-Idyll, zu dem die dicht umherstehenden Urner Alpen nur die ernste Umrahmung bilden. Man macht den Weg am besten von Altdorf aus. Das Bergwasser (der Schächen), Mühlen treibend, schießt und schäumt an dem Wanderer vorbei. Die Nußbäume geben Schatten, über die Gartenmauer rechts und links strecken Obstbäume ihre vollen Zweige, bis plötzlich hochaufgetürmte Floßholzblöcke an die Stelle

der Gartenmauer treten und der steil bergansteigende Pfad uns in den Eingang des Schächentales, zugleich in den Eingang des Dorfes selber führt. Malerische Häuser, von alten Efeutürmen überragt, begrüßen uns, als erstes am Wege aber das Haus des Tell, jetzt ebenfalls eine Tellskapelle. Ist es die Lieblichkeit der Umgebung oder die Sauberkeit der Kapelle, oder ist es endlich der gute Humor, der aus ihren Sprüchen und Bildern spricht — gleichviel, wir fühlen uns hier, am heimischen Herde Tells, auch wirklich am heimischsten. Durch die Großartigkeit der sie umgebenden Szenerie ist die Tellskapelle am Urner See anziehend. Nach der Seeseite hin völlig offen, leuchtet das Bunt ihrer Bilder dem Vorüberfahrenden entgegen. Am Sonntag nach Himmelfahrt wird hier Messe gelesen und eine vaterländische Predigt gehalten; eine kirchlich-patriotische Feier, zu welcher die Uferbewohner in festlich geschmückten Fahrzeugen zu vielen Hunderten sich einfinden. Das eigentliche Interesse aber, das an diese Kapelle anknüpft, ist ihr Alter. Bekanntlich hat es neuerdings Mühe gekostet, negierender Kritik gegenüber, überhaupt die Existenz Wilhelm Tells zu retten. Diese kleine Kapelle am Urner See aber ist mit unter den Zeugen, die seitdem für Wilhelm Tell gesprochen haben. Schon 1388 als Tellskapelle eingeweiht, und zwar in Gegenwart von hundertvierzehn Personen, die sämtlich noch den einunddreißig Jahre zuvor verstorbenen Tell gekannt hatten, bleibt nichts anderes übrig, als den, wenn nicht urkundlichen, so doch jedenfalls uralten Bericht über diese Kapelleneinweihung ebenfalls anzuzweifeln oder aber den Tell hierfür gelten zu lassen.

In äußerer Erscheinung weichen alle drei Kapellen nicht wesentlich voneinander ab, kleine, ziemlich dürftige Bauten, mit Heiligenbildern, Sprüchen und rohen Wandmalereien überdeckt. Die unscheinbarste ist die zuletzt genannte, die Tellskapelle bei Küßnacht. Ihr mangelt zunächst aller Zauber der Lage; auch an Spruch und Bild ist sie am meisten zu kurz gekommen.

Reisenotizen

Die Eisenbahnfahrt geht zu großem Teile am Rhein hin, und man übersieht die zu beiden Ufern desselben gelegenen alten Städte von spezifisch historischem Gepräge. Ihr Anblick gewährt einen eigentümlichen Reiz. Rheinfelden, zweitausend Einwohner, Kanton Aargau. Bei Rheinfelden lag mitten im Rhein auf einer steilen Kalkfelseninsel die Burg «Stein», von wo aus das Reich die Eidgenossen in Zwang hielt. 1446 wurde sie von den letzteren zerstört.

Laufenburg, achthundert Einwohner, Kanton Aargau. Der Rhein bildet hier einen nicht hohen, aber schönen Fall (Strudel). Die Schiffe werden hier an Seilen herabgelassen. In der Nähe die Ruine Habsburg-Laufenburg.

Schaffhausen, zwölftausend Einwohner, Fabrikstadt, Geburtsort des Historikers Johann von Müller. Fremde, die den Rheinfluss sehen wollen, halten jetzt nicht bei Schaffhausen, sondern bei Neuhausen, das man, von Basel aus, einige Minuten früher erreicht. Hier befindet sich auf einem Bergvorsprung ein schönes, großes Hotel, der «Schweizer Hof», von dessen Fenstern und Gartenterrassen aus man den Rheinfluss am schönsten sieht. Es ist ein schöner, großer Anblick, der auch auf den Abgereistesten einen Eindruck machen muß. Ich verblieb hier Abend, Nacht, Vormittag. Viel englische Gesellschaft.

Die Eisenbahn von Schaffhausen nach Konstanz geht über Singen und Radolfzell, in dessen Nähe Viktor Scheffel wohnt, durchschneidet dann die Landzunge, die sich hier breit in den Bodensee hinein erstreckt, und erreicht an der Spitze dieser Landzunge Konstanz. In der Nähe von Singen liegt die zerstörte Bergfestung «Hohentwiel».

Von Konstanz über Romanshorn und Rorschach in das Rheintal hinein und dasselbe aufwärts bis nach Ragaz. Das berühmte Bad liegt an der Einmündung der von Pfäfers kommenden Tamina in den Rhein, etwa zwei bis drei Meilen nördlich von Chur.

Ragaz, ursprünglich ein ärmliches Dorf, besteht jetzt beinahe nur noch aus Hotels, Chambres garnies, Kaufläden usw. «Hotel Ragaz» ist wie ein Stadtteil und besteht aus fünf Gebäuden von verschiedener Gestalt und Größe, die zusammen einen halbkreisförmigen Hof bilden. Das größte dieser Gebäude ist wie ein Schloß, dann kommen kleinere, zuletzt ein Chalet. Dies, in dem ich Wohnung erhielt, führte seit wenigen Tagen den Namen «Pavillon de l'Impératrice», weil Kaiserin Eugénie darin gewohnt hatte.

Durch von Wangenheims Güte einen sehr angenehmen Tag zugebracht. Viele Bekannte waren zugegen: Johannes Scherr aus Zürich mit einer hübschen und angenehmen Frau, Justizrat Staegemann aus Leipzig, Herr v. Treskow-Friedrichsfelde nebst Gemahlin, Herr von Reichlin nebst Frau; außerdem die Bekanntschaft gemacht mit Prof. Steinle, Oberst von Ranke und Frau, Herrn von Kotze, Gemahl des Fräulein von Ranke. Mit Geh.-R. v. W. die schöne Partie nach Pfäfers gemacht, die selbst durch die Begegnung mit Ober-Auditeur Marquart und Frau nicht verdorben werden konnte. Im Wagen die zunächst «offene» Taminaschlucht aufwärts bis Pfäfers. Hier steigt man am Badehaus aus und passiert

nun die einem riesigen gotischen Kirchenschiff ähnliche Felsenpartie, durch welche sich die Tamina hindurchgebohrt und dabei die Felsmasse gesprengt hat.

Unten die Tamina; etwa in Mittelhöhe ein glibbriger Holzsteg, der, an der linken Felswand hin, vom Badehause in Pfäfers bis zur «heißen Quelle» führt, von welcher Stelle der «geschlossene Charakter» der Felsenpartie aufhört und die Schlucht wieder offen wird. Das Ganze an die «Staffahöhle» erinnernd. Letztere ist schöner, wobei die Basaltformation mitwirkt, die Taminaschlucht ist aber viel großartiger, so daß, wenn jene ein gotisch gewölbter «Keller» ist, diese dem Mittelschiff irgendeines «Kölner Doms» entspricht. Licht empfängt die Taminaschlucht von oben, da der Felsen, auch wo er fast zusammenstößt, doch immer noch einen etwa mannsbreiten Zwischenraum zeigt, durch den der Himmel hineinlugt.

Von Ragaz nach Chur: von Chur im Eilwagen bis Dorf Splügen — vorher die «Via mala» passiert —; dann über den «Bernardin» an entzückenden Dörfern vorbei bis Bellinzona. Die Partie oben auf dem Bernardin, wenn man von den von links und rechts her überragenden Felsen absieht, erinnerte einigermaßen an die Kopen-Plaine, wo die Lomnitz und Aupa entspringen. Auch hier eine stille, seeartige Fläche, die ungefähr die Wasserscheide bezeichnet. Natürlich geben die Alpen all dies großartiger als die Sudeten, aber es sind doch dieselben Erscheinungen. An dem berühmten Sankt-Bernhards-Hospiz mit seinen Bernhards-Hunden muß ich dicht vorübergekommen sein; doch habe ich es nicht bemerkt.

Bellinzona am Tessin schon ganz italienisch. Im «Angelo» abgestiegen, leidlich gut. Bei guter Zeit per Bahn von Bellinzona nach Locarno; hier pflegt man das Dampfschiff zu besteigen, nicht in Magadino. Von Locarno Fahrt über den Lago Maggiore bis Arona. Stationen: Canobbio, Luino, Laveno, Intra, Pallanza, Baveno, Borromäische Inseln, Isola Bella.

«Sieben Legenden» von Gottfried Keller

Ein trotz seiner Lesbarkeit doch ganz verfehltes Buch, weil sich bei Abfassung desselben der frivole Unglauben des Verfassers und seine poetische Naturanlage beständig befehdeten. Wo diese Gegensätze sich balancieren, so daß man nicht weiß, was denn eigentlich gelten soll, die Legende selbst oder der Spott darüber, hab ich keinen angenehmen Eindruck gehabt; im ganzen aber trifft es sich so, daß entweder der schöne Stoff als solcher oder aber die poetische Empfindung für denselben bei Keller mächtiger ist als sein spötti-

scher böser Wille, und in diesen Fällen liest man mit vielem Vergnügen bis zum Schluß. Man muß deshalb viel mehr die ganze schlechte Intention des Verfassers tadeln als sein Buch, denn all seinem bösen Willen zum Trotz präsentieren sich die meisten dieser kleinen Erzählungen in Lauterkeit, Liebenswürdigkeit und herzwinnender Frömmigkeit. Die Lust zur Schädigung, man könnte fast sagen zur Violation, versagt den Dienst. Es bleiben Legenden wie andre mehr, ja einige sind von ganz besondrer Schönheit und wahre Muster ihrer Gattung.

Wenn ich das Buch dennoch ein verfehltes nannte, so bezieht sich das auf den seltsamen Bruch, den Keller beflissen war, einem vorgefaßten Prinzip, einer politischen Meinung zuliebe in diese Dinge hineinzutragen. Unterlag er bei diesem Versuch auch vielfach seiner besseren Poetennatur, so ist doch von Verunreinigung des Schönen immer noch gerade genug übriggeblieben, um eine verurteilende Kritik zu rechtfertigen. Ich wiederhole, daß sie sich zumeist gegen die Intention richtet. Das Buch selbst macht fast den Eindruck, als habe Keller, als er diese Legenden sammelte, die herzlichste Liebe, das herzlichste Verständnis für dieselben besessen und habe die weiße Kleidung derselben nur hier und dort mit etwas Pfützenwasser bespritzt, um doch als politisch radikaler Charakter und echter Libertin noch ferner vor dem demokratischen Janhagel erscheinen zu können.

Die erste Legende, deren Titel ich vergessen habe («Legende von der heiligen Eugenia»), sie spielt, glaub ich, in Alexandrien, ist eigentlich die einzige, bei der er seine Aufgabe gelöst hat; hier durchdringt er die Erzählung mit leiser Ironie, die auf der letzten oder vorletzten Seite in einem leicht erkennbaren spöttischen Satz gipfelt. Diese Legende ist das Deckblatt, auf diese kann er sich, seiner Reputation halber, berufen. Die andern, soweit ich es noch gegenwärtig habe, sind fast ausnahmslos Legenden wie andre mehr. Schließlich aber bleibt es immer verdrießlich, ein Buch zu lesen, dessen Verfasser — sei es aufrichtig, sei es heuchlerisch — eine Stellung zu dem Inhalt dieses Buches einnimmt, die seiner eigentlichen Natur und seiner besseren poetischen Erkenntnis gar nicht entspricht. Die Legende geht siegreich aus diesem gewollten Unglimpf hervor, aber nicht Gottfried Keller.

Gottfried Keller in der Literatur

Läßt sich wirklich von einem tiefer gehenden prinzipiellen Unterschiede zwischen Gottfried Keller und den Romantikern sprechen? Oder mit andern Worten, ist in bezug auf Arnim, Tieck und

Eichendorff zu behaupten, daß sie versäumt hätten, ihre Phantasie, beziehungsweise sich selbst in Zucht zu nehmen? Ich meine, nein. Wenn ich nichtsdestoweniger Keller höher stelle, so stelle ich ihn höher als Künstler. Das will sagen, er arbeitet besser, akkurater, in dem Sinne, wie die Franzosen, als Regel, besser und akkurater arbeiten als die Deutschen. Alles in seiner Schreibweise gibt sich absolut sauber und «zweifelsohne», der Künstler in ihm ruht nicht eher, als bis er durch Kritik und eisernen Fleiß genau das erreicht hat, was er erreichen wollte. Kein Rest bleibt. Aber an dies freudige Zugeständnis seiner großen und unbedingten Künstlerschaft knüpft sich doch sofort andererseits die Frage: Ist das, wozu seine mit vielen Besonderheiten ausgestattete Künstlerindividualität ihn drängt, ist seine dichterische Tendenz (die ganz etwas anderes ist als die politische) das Richtige? Keller, wenn er's trifft, trifft es besser als andre. Zugegeben. Seine Schüsse gehen aber auch häufig total vorbei, viel häufiger als seine leidenschaftlichen Verehrer wahrhaben wollen. Und warum vorbei? Weil ihm, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstlertums unerachtet, Eines fehlt: Stil.

Was ist nun Stil? Ueber diese Frage haben wir uns freilich zuvörderst schlüssig zu machen. Versteht man unter «Stil» die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntnis in dem Buffonischen «le style c'est l'homme» gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von «Stil» ist antiquiert, und an die Stelle davon ist etwa die folgende, mir richtig erscheinende Definition getreten: «Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, das heißt je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenheiten und Angewöhnungen des Künstlers. Ist dies richtig (und ich halte es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit als von Stil sprechen. Er gibt eben all und jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten Ton, der mal paßt und der mal nicht paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhole es, allergrößte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt kein *Suum cuique*, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: «Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.» Erbarmungslos überliefert er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton. —

Dieser Fehler — denn ein solcher ist es, und nur von «Eigenart» sprechen wäre Beschönigung — tritt einem in allen Kellerschen Arbeiten entgegen, am meisten aber in seinen vielgefeierten und in der Tat entzückenden «Sieben Legenden», entzückend wenn man

vom Stil abzusehen vermag oder zu den noch Glücklicheren gehört, die, weil sie selber keinen haben, auch keinen vermissen. Alle diese Legenden fallen in ihrem humoristisch-spöttischen und zugleich stark liberalisierenden Gottfried-Keller-Ton völlig aus den Legenden heraus und verstimmen mich, aller Kunst des Vortrags unerrachtet, durch etwas ihnen eigenes PerverSES, Widerspruchsvolles und «Schiefgewickeltes». An diesem Berolinismus dürfen Keller-Schwärmer am wenigsten Anstoß nehmen, denn ihres Lieblings Schreibart ist reich an Wendungen der Art oder auch an gewagteren. Keller ist sich übrigens des Antilegendenhaften in seinen «Sieben Legenden» oder was dasselbe sagen will, einer inneren Umgestaltung des ihm Ueberlieferten völlig bewußt gewesen und schreibt deshalb, seine Handlungsweise rechtfertigend, in einem kurzen Vorwort im wesentlichen das Folgende: «Wie der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgslinie, durch das radierte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduktion alter Legenden, jener abgebrochenen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenden Gestalt schauen.» So Keller. Richtiger wäre vielleicht die Bemerkung gewesen, «daß er ihnen, wie eben so vielen Tauben, den Kopf umgedreht habe». Denn sie sind tot.

Ein Musterbeispiel für dieses Tot-Sein gibt uns die Legende von der heiligen Eugenia. Nach der alten Ueberlieferung begab sich Eugenia von Alexandrien her, wo sie gemeinschaftlich mit zwei Knaben, die beide Hyacinthus hießen, erzogen worden war, nach Rom, und erlitt dort bei der unter Kaiser Valerianus stattfindenden Christenverfolgung als Glaubensheldin den Märtyrertod. Dies das Ueberlieferte, das mir nirgends zum Spott herausfordern scheint. In Kellers Sieben-Legenden-Buch aber erhält die Geschichte folgenden Abschluß: «Eugeniens Gewalt über Aquilinus, ihren Gemahl, war so groß, daß sie auch die beiden Hyacinthen aus Alexandrien mit nach Rom nehmen konnte, allwo dieselben ebenfalls die Märtyrerkrone gewannen. Erst neulich sind in einem Sarkophage der Katakomben ihre Leiber vereinigt gefunden worden, gleich zwei Lämmchen in einer Bratpfanne, und es hat sie Papst Pius einer französischen Stadt geschenkt, welcher die Preußen ihre Heiligen verbrannt haben. Ihre Fürbitte soll namentlich für träge Schülerinnen gut sein, die in ihren Studien zurückgeblieben sind.»

Ich bin für das, was hierin komisch ist, keineswegs unempfindlich und finde beispielsweise die «zwei Lämmchen in einer Bratpfanne» witzig und anschaulich. Aber die Legende, solange sie sich Legende

nennt, verträgt diesen Ton nicht; sie hat vielmehr ihren besonderen Stil, und diesen vermiß ich hier. Das heilig Naive der Legende sollte vielleicht überhaupt gegen solche Behandlungsweise gefeit sein; wenn aber nicht, wogegen ich schließlich nichts habe, so gebietet sich wenigstens ein Flaggenwechsel. Diese «Sieben Legenden» sind einfach keine Legenden mehr, es sind Märchen, in denen sich poesievoller Humor und scharfe Satire die Waage halten.

Ueberhaupt, und hierauf lege ich Gewicht, wird sich alles, was über Gottfried Keller gesagt werden kann, in die Formel bringen lassen: Er ist der Mann des Märchens; der Märchenton ist seine Tugend und seine Schuld. Und so möge es denn noch einmal ausgesprochen werden: Er hat diesen Ton, wo er hingehört, und hat ihn leider auch da, wo er nicht hingehört; im ersteren Fall ist er sans phrase bezaubernd, im letzteren ist er vom Uebel, alles Bestrickenden unerachtet, das ihm auch an der unrichten Stelle noch verbleibt.